

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 37.

Montag, den 5. März

1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Pfeife.

(Schluß.)

Mein Schmerz war tief; doch blieben uns noch die Oboe, die Posaune, die große Trommel, das Horn, der Triangel, die Cymbeln und auch die Pfeife. Die Pfeife ward immer trübsinniger, und gab auf ihrem armseligen Instrument die Trauer ihres Herzens wieder. Hätte Beethoven diese Künstlerfelle geahnt, er würde sicher einige besondere Noten für die Pfeife in eine seiner bewundernswürdigen Compositionen eingelegt haben.

Mein Mißgeschick war noch nicht zu Ende. Die Oboe und die Posaune folgten der Flöte und dem halben Mond bald nach, und das hienieden begonnene Quatuor vollendete sich im Himmel.

Die stolze Musik des Gouverneurs beschränkte sich nun auf die große Trommel, Posaune, den Triangel, die Cymbeln und die Pfeife. Mancher Verstoß gegen die Harmonie wurde jetzt hörbar, aber wer durfte sich beklagen, ohne undankbar zu seyn.

Die Verwüstungen des Winters gingen ihren alten Gang. Der Regen ließ nach, aber trockene Dufane strichen über die Sahara und vergifteten die Luft. Ganze Caravannen, Menschen, Kameele und Zelte wurden durch die Stürme der Wüste fortgeführt.

In dieser Zeit dachte ich ernstlich an eine Veränderung meines Aufenthalts, und beschloß, mich nach der Insel Gorea zu begeben, die ungefähr vierzig Meilen von St. Louis, sich südwards ins Meer erstreckt. Gorea ist ein kleiner, einzeln gelegener Felsen, den das Meer von den fauligen Ausdünstungen des Festlandes scheidet; es ist die rettende Zuflucht für die Opfer des Winters. Unglücklicherweise begannen die Auswanderungen meist erst gegen das Ende der verderblichen Krisis, wenn man sich kräftig genug glaubt, die Beschwerden der Uebefahrt zu ertragen. In einem wie

dem andern Welttheile denkt man erst an die Gesundheit, wenn man sie verloren.

Obgleich ich selbst nicht der Herstellung bedurfte, war mir doch Ruhe nöthig. Wenn man rings von Kranken und Sterbenden umgeben ist, ist die Gesundheit selbst nur eine Genesung. Ich bedurfte einer heiteren Umgebung, als diese verödete Natur, den unter dem Fieber dahinschleichenden Fluß, diese Bäume ohne Schatten und diese Wüste voll tödlicher Ermattung. Ich mußte Berge besteigen, das Wasser der Felsenquellen trinken und mit voller Brust die gesunde stärkende Luft des Oceans einathmen.

Mein Entschluß war gefaßt, die Reise auf einem Kutter nach Gorea beschloßen; von Gorea wollte ich mich bei Eintritt des Frühjahrs nach Europa einschiffen. Vor meiner Abreise von St. Louis trieb mich das Verlangen, meine unglücklichen Musiker noch einmal zu sehen. Ich hielt es für heilige Pflicht auf diesem fremden Boden, ihre Aufträge nach Frankreich zu übernehmen. Nachdem Alles gepackt, begab ich mich in das Palais des Gouverneurs, wo überdieß mein Paß visirt werden mußte.

Es war ein sogenannter Wintertag mit allen Schrecken der dortigen Natur. Die Luft strömte wie aus einem Feuerofen und schien die scharfen Zweige der Palmbäume zu röthen. Mit hohlem Tone sprangen die Hülsen des Affenbrots, und lösten sich von den dürren Zweigen. In vielen Hütten, die der Sturm entwurzelt, sah man das schwarze Gestein des Herdes durch die Trümmer schimmern. Der Sand floß unter den Füßen und man sank in denselben bis an die Kniee. Oben im schwülen Luftraume schrieten Pelikane vor Freude, und ließen kleine Fische aus dem Schnabel herabfallen, die sie in zu großer Menge verschluckt. Nur hier und da zeigte sich eine alte Negerin in der Hüttenthür, Hirse in einem gleich ihr abgestumpften Mörser stampfend. Es regnete Sandkörner, welche die Haut wie Funken verbrannten.

Endlich kam ich an; aber der Schloßhof des Gouverneurs stand öde; keine Musiker. Sie waren nicht gekommen, obgleich die bestimmte Stunde schon vorüber. Wie! alle todt! seit zehn Tagen; in zehn Tagen war kein Einziger der Krankheit entgangen! Es schien jedoch vernünftiger, anzunehmen, daß die überlebenden Künstler, nach dem Verlust der Flöte, des Oboes, der Posaune und einiger anderer ihnen gefolgt Instrumente, das Concert gänzlich hatten aufgeben müssen. Wie schlecht kannte ich die militärische Strenge!

Raum hatte ich in mit diesen beleidigenden Zweifeln Raum gegeben, als ich unter der Hofpforte des Palais den Musikdirector des Regiments erscheinen sah. Sicher folgten ihm seine wenigen Gefährten; meine Ungeduld war groß, mich von ihrer Zahl zu überzeugen.

Der Erste, der nach ihm eintrat, war der Pfeifer. Ach! der Erste war auch der Letzte; die Pfeife war allein.

Der Director machte bei meinem Anblick ein Zeichen, das eine ganze Geschichte enthielt. Dieses Zeichen wollte sagen: „die große Trommel ist todt, der Triangel ist todt, die Cymbeln sind todt, Alles ist todt, und wir Beide, ich und die Pfeife, wollen auch sterben.“

Gleichwohl gingen sie bis unter die Fenster des Gouverneurs, um ihr letztes Solo auf der Erde auszuspielen.

Die Pflicht sagte ihnen nicht, wie Napoleon zu einem seiner Hauptleute: „Sie nehmen hundert Mann, besetzen den Brückenkopf und lassen sich tödten!“ Aber die Discipulin hatte gesagt: „Director, Ihr werdet mit der Pfeife vor dem Gouverneur spielen und sterben.“

Sie hatten gehorcht. Ich mag das traurige Aussehen des Directors nicht schildern. Er, der früher die große Trommel an Fülle beschämt, dessen Backen ewig Posaune zu blasen schienen, trug kaum die Haut noch auf den Knochen, oder unter den Knochen, denn diese durchbohrten die Haut. Wahrscheinlich trank er jetzt selbst keinen Rum mehr mit Wasser; der Rum war beseitigt. Von seiner frühern Würde war ihm nur das Stäbchen und die stete Kopfbewegung geblieben, womit er den unter seiner Aufsicht stehenden Musikern, das raschere oder langsame Tempo bezeichnete. Auch jetzt schien er nach alter Gewohnheit, noch sie zu leiten.

Der Pfeifer rührte mich. Seine fleischlosen Hände zogen langsam das Instrument, auf dem er spielte, aus einem kleinen Etui, und die bleichen Lippen spitzten sich, um den Anfaß zu finden. Er zitterte; eine nervöse Aufregung fieberte durch seinen ganzen Körper, und mehrmals fuhr er mit den Fingern durch die vom Schweiß gebadeten Haare; nur mit Mühe hielt er sich auf den Füßen.

Mit einer Bewegung aus den alten Zeiten seiner Würde gab der Director dem Orchester das Zeichen zum Anfang.

Die Pfeife begann. Ich habe nie den Text zu der Arie kennen gelernt, welche er spielte, aber die Weise war mir bekannt. Ein Musikverständiger hätte sie vielleicht zu einfach gefunden, mich erschütterte sie bis zum Grund der Seele. Es war ein Lied aus meinem Vaterlande, wie das,

welches ich ihn zuerst hatte spielen hören. O, wer vermag bei einem Liede aus der Heimath fühllos zu bleiben! Er kennt den Schmerz nicht. Bis dahin hatte er nur für die Andern gespielt, jetzt spielte der Pfeifer für sich. Der arme junge Mann versetzte sich wahrscheinlich mit seinem Instrument in irgend eine gute Garnisonstadt, im Augenblick der Parade, wenn die jungen Mädchen vom Spaziergange zurückkehren und eine Reihe bilden, um den Pfeifer vorüberziehen zu sehen, den von Allem, was ein Grisettenherz im Busen trägt, so angebeteten Pfeifer! Vielleicht hatte er poetischere Träume; ich weiß es nicht. Wie dem auch sey, er blieb bis ans Ende Meister seiner Bewegung. Als er geendet, drückte ihm der Director, der die verdienstliche Anstrengung seines Orchesters wohl begriffen, kräftig die Hand.

Der Pfeifer, nachdem er sein Instrument wieder ins Etui gesteckt, kam auf mich zu, und sprach, indem er mir es überreichte:

„Da ich nicht mehr spielen werde und Sie bald nach Europa zurückkehren, so bitte ich Sie, das Instrument meiner Mutter zu überbringen. Ich heiße Emil Dar.“

Mein Brief war endlich zu seiner Adresse gelangt.

Wie sehr wünschte ich von der Freude des Emil Dar erzählen zu können, als er erfuhr, daß er reich geworden, von seiner Rückkehr nach Frankreich, von seinem und seiner Mutter Glück. Wie gern möchte ich bestätigen, daß ihn die Seuche nicht hingerafft, schon wenig Tage nach unserer letzten Zusammenkunft bei den prächtigen Concerten des Gouverneurs vom Senegal; aber diese Freude des Geschichtserzählers ist mir versagt. Ich habe nichts mehr erfahren können.

Den folgenden Tag war ich nicht mehr in der Colonie.

Die Pfeife des Emil Dar übergab ich dem Lieutenant eines Kauffarthesschiffes, das von Gorea nach Cherbourg ging. Ob das Instrument an den Ort seiner Bestimmung gekommen, ist mir nie bekannt geworden.

Vielleicht hat es das Zollamt in vier Stücken zerbrochen, um sich zu überzeugen, daß es keinen Goldstaub enthielt.

Die Kunst Wind zu machen.

Es ist sehr befremdend, daß man den Nutzen der herrlichen Windmacherskunst noch in Zweifel zieht. Seht nur eure Leute recht an, wodurch sie geworden sind, was sie sind. Es war nicht ihre Geschicklichkeit, Weisheit, Gelehrtheit — sie machten nur zur rechten Zeit ein wenig Wind. Sie selbst hören es gern, wenn man ihnen mit aller Freimüthigkeit sagt: „Ihr Ruhm hätte sich auf den Flügeln des Windes erhoben und verbreitet.“

Man bilde sich aber nicht ein, daß das Windmachen leicht sey; nein, es ist eine wahre Kunst, so gut als Musik, Politik, Mechanik, Mathematik u. s. w. Es ist eine köstliche Naturgabe — es gehört dazu ein großes Talent! Man lerne so etwas nicht fürs Geld.

Ich kenne Leute, brav, gelehrt, Kenntnißvoll, dienstfertig, aufrichtig, tugendhaft — es sind aber doch arme Teufel. Sie verstehen es gar nicht, Wind zu machen. Sie bilden sich ein, Kenntnisse sollen sie empfehlen, Redlichkeit solle für sie sprechen, ihre Dienstfertigkeit solle sie beliebt machen. Pöffen! — dergleichen Leute bleiben mit ihrer Kenntniß und Rechtschaffenheit hintenan, sie taugen nichts fürs Vaterland — laßt sie auswandern oder Copisten werden, da sind sie am rechten Orte! Um ein großer Mann im Staate zu seyn, sind Einsichten und Tugenden sehr entbehrlich. Windmacherei hingegen ist nöthig, wie die Luft zum Athemholen. Ein Beispiel! —

Herr Peter Null ist ein ganz gemeiner Kopf, hat wenig gelernt und weiß daher auch wenig davon, was dem Lande und der Stadt wohl oder wehe thut. Trotz dem hat er sich zu Aemtern emporgeschwungen und hilft die Stadt mit regieren, ohne von dieser Kunst mehr zu verstehen, als der Stiefelwischer, der ihm den Rock ausbürstet. Wie machte er's? — Durch Wind. — Er gab sich die Miene, als verstehe er Alles am Besten; auf der Bierbank hatte er immer das große Wort allein; wenn er einmal an den un-rechten Mann kam, klingelte er mit seinen Thälern in der Tasche, und Jedermann gab ihm Recht und Beifall. Dann sprach er viel von Religion; da sagten die Bürger: Holla, der ist unser Mann! Der hat noch Religion! — Wenn's um eine Wahl zu thun war, beklagte er sehr mitleidig die reichen Bürger, eiferte gegen alle Abgaben, gegen Geseze u. s. w. Da sagten die Bürger: Holla, der ist unser Mann; der versteht das Regieren aus dem Fundamente, den müssen wir wählen!

Jetzt ist nun Herr Null gewählt und hilft regieren nach Herzenslust. Wie macht er's? Da er nicht Kopf genug hat, Einrichtungen zum Besten der Stadt zu machen, so nimmt er eine sehr fromme und hohe Miene an und spricht: „Ich bin der Meinung, man lasse es beim lieben Alten bewenden. Ich hasse alle Neuerungen. Hat die Welt so lange beim Alten gestanden, so hält sie jetzt auch fest, und wird uns nicht über dem Kopf zusammenstürzen.“ — Und so bleibt der alte Schlenbrian und die Bürger sagen: „Holla, das ist ein wahrer Vater der Stadt; der ist mit seinen breiten Schultern die einzige Stütze derselben. Dächten alle Leute wie er, das Schießpulver wäre noch nicht erfunden!“

Hieraus erhellt deutlich, daß man, ohne Kopf zu haben, für einen Mann von Kopf passiren und eine große Rolle spielen könne, wenn man die Kunst ausstudirt hat, Wind zu machen. — Leute hingegen, die auf stilles Verdienst bauen, nicht viel Worte machen, sie an Anderen Windbeutelei nennen, oder Charlatanerie, Hasenfüßlerei, Bocksbeutelei, Klingklang — die sind zu bedauern. Man zuckt die Achsel und läßt sie gehen.

Eine gewisse artige Unverschämtheit, eine gewisse Manier von sich selbst dieß und das Schöne den Leuten wißend zu machen; eine gewisse Impertinenz, Andere in's Gesicht zu loben über gar nicht lobenswürdige Dinge

(wenn man sie schon hinter dem Rücken auslacht); eine gewisse allerliebste Niederträchtigkeit, vornehmen Leuten Recht zu geben, wenn sie Unrecht haben; eine anmuthsvolle naseweise Dummdreistigkeit, über Dinge groß zu sprechen, von denen man nichts versteht; die Kunst, zu poltern und zu toben, wenn man sich fürchtet; die Kunst, sich im rechten Tempo lang und wieder kurz zu machen, wie ein Regenwurm — das sind erhabene Sachen, die Jedem, der etwas gelten will, empfohlen werden müssen — dieß ist der Inbegriff der Windmacherei.

Merkwürdiger Fall mit einer Riesenschlange.

Der nachstehende Fall möge einen Beleg für die Behauptung abgeben, daß man sich, selbst in Menagerieen vor allzugroßer Redlichkeit gegen wilde Thiere in Acht zu nehmen habe.

Vor mehreren Jahren wurde in Dublin in einer Menagerie unter anderen wilden Thieren auch eine Boa constrictor gezeigt. Das Thier, welches in einem seiner Größe angemessenen hölzernen Kasten lag, hatte eben ein Kaninchen verschluckt und Mehrere von den Zuschauern wollten diesen selten eintretenden Verschlingungsproceß sehen. Einer derselben bog sich mit dem Gesicht über den Rand des Kastens, um die Schlange, welche anscheinend ruhig lag, genauer zu beobachten, bemerkte jedoch in demselben Augenblicke, daß das Thier sein Auge voll auf ihn richtete. Er hatte kaum so viel Zeit, den Wink zu benutzen und seinen Körper zurückzuziehen, als die Schlange sich aufschlängte und auf derselben Stelle, wo sein Gesicht gelegen hatte, mit dem Kachen in den Teppich fuhr und denselben so fest und entschlossen festhielt, daß es der mehr als 5 Minuten lang vereinigten Kraft zweier Wärter bedurfte, um es ihm wieder zu entwinden. An dem skelettirten Schädel eines jener Kriechthiere hat man die Bemerkung gemacht, daß die Schlange, auch wenn sie gewollt hätte, das Gepackte nicht hätte loslassen können, denn der spitze Winkel, den die Zähne mit der Kinnlade bilden, zeigt deutlich, wie ihrer Beute jedes Davonkommen unmöglich gemacht wird.

Die größeren Schlangen packen ihr Opfer nie offen oder bewegen sich von der Stelle, um ihm nachzusetzen, sondern sie liegen jederzeit auf der Lauer, wobei sie aber nicht leicht eine Angriffshandlung ungeahndet lassen. Als ein Beispiel dieses eigenthümlichen Zugs erzählt ein Reisender in Südamerika folgendes Ereigniß:

Eine Boa hatte sich, bis an das Ufer eines schlammigen Flusses verfolgt, den Blicken des Schlangenjähgers zu entziehen gewußt. Er hatte ihr schon eine geraume Zeit fruchtlos nachgesezt, als er endlich im Fortwandern und eben, hart am Ufer, über einige umgestürzte Baumstämme dahin steigend, die Spur einer Schlange wahrte, die in dem Schlammwasser sich fortwälzte und schnell hatte derselbe einen Speerstoß nach ihr geführt, fehlte sie aber un-

glücklicher Weise. Allein die Schlange vergalt im Nu das ihr zugebachte Compliment, indem sie blühschnell ein tüchtig-
ges Stück aus seinen weiten Beinkleidern riß und gleichzei-
tig ein paar Ringel mit solcher Gewalt um ihren Verfolger
wand, daß dieses Glied noch eine geraume Zeit nachher ganz
fühllos blieb. Wiewohl Hilfe bei der Hand war und die
Schlange zu der kleineren Gattung gehörte, so kam der
Mann doch nur mit vieler Mühe und erst nachdem die
Schlange todt geschlagen worden war, aus der verzweifeltsten
Umschlingung los.

Miscelle.

[Toleranz unserer Tage.] In den jetzigen Zei-
ten, wo man so viel von Rückkehr zur Finsterniß des Mit-
telalters hört, thut es wohl, als Lichtpunkte einzelne von
hoher Toleranz zeugende Ereignisse auftauchen zu sehen.
Wir wollen sie daher nach Gebühr ehren, und heute wenig-
stens zwei davon anführen. Bei Gelegenheit der Vorstel-
lungen im Loijer'schen Circus zu Brüssel wurde bekanntlich
durch einen unglücklichen Schuß ein in der Pantomime
agirender Soldat des zweiten belgischen Linieninfanterie-
regiments getödtet. Weil er zu dem Unglück, in Friedens-
zeit erschossen zu werden, noch das besondere Mißgeschick
hatte, auf der Bühne sein Leben zu enden, verweigerte
die belgische Geistlichkeit demselben ein Beerdigungsgewei-
he, vor allen Dingen aber ihre Bestattung. Wäh-
rend erstere durch seine Cameraden ihm erzwungen wurde,
mußte er ohne die letztere zur Erde bestattet werden. —
Ein Gegenstück dazu liefert der tragische Tod eines bei der
Tournai'schen Reitergesellschaft befindlichen Beduinen.
Die Verwandten dieses jungen Afrikaners wollten ihm die
Auswanderung nach Europa nicht gestatten, bis einer sei-
ner älteren Gefährten den Angehörigen versprach, Vater-
stelle bei ihm zu vertreten. Gerade diesen mußte das schreck-
liche Unglück treffen, seinen Schützling bei dem Salto mor-
tale, während dessen er ein Gewehr in der Luft abfeuert,
tödtlich zu verwunden. Das Unglück ereignete sich in einer
Vorstellung auf dem Braunschweiger Hoftheater, am Abend
des vergangenen 1. Febr.; der Schuß hatte das Rückgrat
des Armen erschüttert und verletzt, und er starb, aller an-
gewandten Mühe ungeachtet, 2 Uhr Morgens darauf. Als
er zur Erde bestattet werden sollte, weigerte sich die Ge-
meinde, in deren Bezirke der Muhammedaner gestorben
war, den Heiden auf dem christlichen Gottesacker der lieben
und frommen Gemeinde aufzunehmen, und das Militair
gab ihm eine Ruhestätte auf seinem Friedhofe.

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Schluß.)

Nun aber wird man eingestehen, daß solches Urtheil gewiß im
höchsten Grade befangen, in beiden Fällen ausfallen wird.

Doch der ächte Kritiker wird dem dennoch auszuweichen wis-
sen, er wird lesen und immer wieder lesen und mit sich selbst
gegen seine eigene Ansichten kämpfen und so endlich zu einem
Siege über seine Schwäche gelangen.

Ich würde mich zu sehr verlieren, wollte ich mich noch wei-
ter über dieses Thema ausbreiten, ich wollte nur im Umriss
zeigen, wie viel zu einem ächten, wahren Kritiker ge-
hört und habe ich mein Thema auch noch lange nicht erschöpft,
so werde ich doch genügend bewiesen haben, wie er geboren
werden muß. Daß man im Urtheil besonnen seyn, und dennoch
ein guter, allerdings nicht tadelfreier, Kritiker seyn kann, wird
vielleicht auch klar geworden seyn. Jeder aber wird mit mir
zugeben, daß die jetzige Anzahl von Recensenten nur in klein-
erer Zahl zu den mittelmäßigen Kritikern zu rechnen ist. Daß
auch die Schlechten ihren Nutzen haben, wird man aus dem
Beispiel mit den Krähen zc. erkennen haben, nur hege und pflege
man sie nicht, sie kommen schon von selbst. Daß die Kritik
eine Kunst sey, wird nun wohl Niemand mehr zu bezweifeln
Lust haben, man kann wohl die Kunst erlernen, und immer Et-
was in derselben leisten, doch Künstler werden nur geboren.

Wie wesentlich nöthig eine volle Namensunterschrift
ist, suchte ich überall anzudeuten und ich komme noch ein Mal
darauf zurück, denn durch sie lernt man den Menschen
und dann dadurch sein Interesse für oder gegen
die Arbeit kennen.

Wenn sich die vielen anonymen Recensenten, die Lobhübler
und Todschläger erst verlieren werden, werden wir auch der
schlechten Autoren weniger haben, da es Gott ja so einzurichten
pflegt, daß wo keine Raben, Geier zc. sind, auch keine Nahrung
für sie ist, und was für Nutzen dadurch der Nation ge-
leistet würde, wenn diese gelehrten Köpfe zu ihrem Handwerk
zurückkehrten, z. B. ihr Nachdenken darauf richteten, wie man
in Industriellen den Franzosen und Engländern gleich käme,
wird gewiß Jeder mit mir einsehen.

Ich bitte um Entschuldigung wegen einiger Kreuz- und
Querzüge in diesen „Gedanken über Kritik und Re-
censenten,“ ich war zu voll des Stoffes und möchte immer
noch weiter schreiben — doch breche ich ab.

Sollte mir Jemand gegründeten Irrthum anzeigen, so werde ich
ihn mit dankbarer Anerkennung seiner Güte berichtigen.

Notiz.

[Verbot.] In Sachsen ist die Beschlagnahme und Con-
fiscation von „Bei Nacht und Nebel. Roman von Friedrich
Clemens, Güstrow bei Friedr. Dpig, 1838, erfolgt. Ebenso
sind sämtliche Druckschriften von demselben Verfasser, sie mö-
gen nun unter dem Namen Friedrich Gerke oder Friedrich
Clemens erschienen seyn, oder noch erscheinen, verboten.

Kritik und Wahrheit.

Nicht sind alle Verse wässrig, die die Kritik wässrig nennt,
Doch ihr Feuer manchem Richter Wasser in die Augen trennt.